# Die Deborah.

**Jüdisch-Amerikanische Familienzeitung.**

Vorwärts! meine Seele. תדרכי נפשי עז Vorwärts, mit Macht.

29. Jahrgang. **Cincinnati, O., den 15. Januar 1886.** Nummer 29.


## Gott, Welt und Mensch.

Von D. Davidson.

Des Lebens Schönheit zu erfassen
Vermag des Menschen reich Gemüth;
Des Weltengeistes hoher Wille
Mit der Natur in Glanzesfülle
Vereint in seinem Auge glüht.

Nur sei ihm nicht ein wirrer Zweifel
Des Lebens letztes, höchstes Ziel!,
Die Erde, die gewalt'gen Meere,
Der Himmel mit dem Sternenheere,
Sind sie nur blinden Zufalls Spiel?

Der Welten dauernde Gesetze,
Sind sie bedingt von Zufallsmacht?
Daß unermeßliche Planeten
Nicht aus den ew'gen Bahnen treten,
Das All verwandelnd in Chaosnacht?

O, nein! nur eines Geistes Walten
Das Weltenall umschlungen hält.
In ernstem Forschen ihn erkennen
Magst Jahwe, Gott, magst Kraft ihn nennen,
Sei dir als Lebensziel gestellt.

Ein hohes Ziel, ein heilig Streben,
Die Mühe selbst schon Himmelslohn;
Des Lebens Inbegriff ergründen,
Und allen Völkern laut verkünden
Die lauterste Religion.



## Ein deutscher Minister.

Roman von **S. Kohn**, Verfasser von „Gabriel".

### Erstes Kapitel.

Es war ein herrlicher Sonntag Nachmittag des Jahres 1710. Ein tiefdunkler, wolkenloser Himmel blickte heiter zur Erde, die in ihrem schönsten Sommerschmucke prangte. Dorf und Schloß Miltenberg lagen in tiefster Ruhe. Jenes schien verödet, und auch in dem weiten, mächtigen Stammschlosse des uralten schwäbischen Geschlechtes gleichen Namens herrschte eine feiertägige, durch keinen Laut unterbrochene Stille. Die Familie des Schloßherrn saß in dem kleinen Birkenwalde des prächtigen, großen Gartens unter einem Baume um den Tisch. Das Haupt derselben, Kurt Freiherr von Miltenberg, war ein großer, breiter, kräftig und muskelös gebauter Mann etwa in der Mitte de[illegible]

brennenden Blicke mit einer solchen Gluth an demselben, als sollten sie entzünden oder im magischen Banne festhalten. Ohne erkennbaren Grund stieg ihr zuweilen, etwa von einem Gedanken angeregt, eine heiße Blutwelle gegen den Kopf, und Purpurröthe überzog dann plötzlich Gesicht, Hals und Nacken. Sie konnte nicht eine Minute an einem Orte stehen oder sitzen; was sie begehrte, mußte sie sogleich besitzen. Ihr heftiges Wesen zeigte sich in der Raschheit ihrer Bewegungen, in dem Vibriren ihrer wohltönenden, wohlklingenden Stimme, in Allem was sie that und wie sie es that.

Marie war äußerlich ruhiger, klarer, kindlicher, in einem Worte zusammengefaßt, mädchenhafter. Die geistige Verschiedenheit der beiden Schwestern hatte auch auf ihre äußere Erscheinung entscheidenden Einfluß. Leonorens belebtere, pikantere Schönheit mußte sofort, mußte beim ersten Anblick — namentlich ein leicht bewegliches Männerherz entzünden, während Marie bei längerem Betrachten stets gewinnen mußte. Ihre [illegible]ßere Ruhe verlieh ihr etwas imponirendes, hoheitsvolles. Die Mädchen [illegible]

beginnen? Hast Du keinen Vorschlag, Franz?"

Der Angeredete erhob sich faul und ungeschlacht, fuhr sich dann verdrießlich mit der Hand über das Gesicht und sprach:

„Geschieht Dir Recht, Du Stolze, Spröde! Warum benimmst Du Dich so abwehrend gegen meinen ritterlichen Freund Heinrich Bentingen! Ist er nicht ein schöner, edler, adeliger Mann? Warum läßt Du ihn vergebens seufzen? War's nicht hübscher und lustiger, als er jeden Sonntag mit seinen Schwestern hier war? Du weißt es," fuhr er nach kurzer Pause fort, „der Vater und ich begünstigen seine Werbung; er ist reich, von alter, angesehener Familie, aber Dir ist Niemand recht, Jeder zu gering. Wer soll kommen, Dich zu freien? Der Herzog selbst, oder gar der deutsche Kaiser?"

Leonore wandte sich rasch zu ihrem Bruder; eine flammende Röthe überzog ihr Gesicht und ihre Augen blitzten zornig auf.

„Du bist nicht mein Vater, nicht mein Vormund ... Du hast zu schweigen, bis Du um Deinen Rath ge[illegible] ... wirst — [illegible]

[illegible] „Geh' einer in's Dorf hinab, Josef soll mit seiner Geige herauf kommen."

Ein Diener flog hinab.

„Was willst Du unternehmen, Vater?" frug Franz aufstehend und sich den Degen umschnallend. „Du findest wohl kein Vergnügen an der Musik des Juden? — ich geh' in den Stall, ich will sehen, ob mein Lieblingspferd schon vollkommen hergestellt ist, ob ich schon wieder einen Ritt auf der Diana wagen kann."

Der Freiherr antwortete nicht sogleich. Er bevorzugte die beiden schönen Töchter vor dem mindergeliebten Sohne, der ihm nur als Träger seines Namens, als Stammhalter werth war; auch mochte er es nicht dulden, daß sein Sohn sich erlaubte, für ihn eine Meinung auszusprechen, auf seine Entschlüsse wenn auch nur indirekt oder versuchsweise einen Einfluß ausüben zu wollen.

„Josef spielt gar schön," entgegnete er endlich, „und man kann ihn ganz gut anhören. — Mir gefällt das nicht, Franz, daß Du Deine Abneigung gegen Josef bei jeder Gelegenheit herauskehrst — das ist nicht recht — er hat Dir doch das Leben gerettet!"

Franz ward purpurroth. „Erlaube, Vater," sprach er, „daß ich das entschieden in Abrede stelle — ich wäre mit dem Wahnsinnigen allein fertig geworden."

„Wenn Du davon so fest überzeugt warst, warum flohst Du vor dem irrsinnigen Nickel, als er Dich mit geschwungener Axt verfolgte und hoch und theuer schwur, er wolle Dich tödten?" frug Marie.

Franz wurde wieder leichenblaß und entgegnete schwer athmend:

„Ich floh nicht. ich ging nur rascher .. ich wollte ohne Noth nicht Hand an den

*) Der Erste unter Gleichen.

habe keinen Grund dazu.

Der Freiherr und die beiden Mädchen wollten antworten, aber der Erwartete erschien jetzt in kurzer Entfernung. Er schritt rasch über den Sandweg. Bei seiner Ankunft verbeugte er sich artig vor der Gruppe.

Josef war ein junger Mann von höchstens achtzehn Jahren. Dies bewies sein blendend weißes, nur an den Wangen rosig gefärbtes mädchenhaftes Gesicht, auf dem nur ein leichter Flaum sproßte. Dagegen war seine Gestalt eine kräftige, breitschulterige, herkulische. Wer ihn nur von rückwärts sah, mußte ihn für einen im besten Mannesalter Stehenden halten. Sein tiefschwarzes Haar wallte in natürlichen Locken auf seine Schultern herab, seine schwarzen, großen, mandelförmig geschnittenen Augen glänzten wie Demanten. Die gebogene Adlernase, der fest geschlossene Mund, das kräftige Kinn sprachen Energie und festen Willen aus, dabei zeigte er eine sanfte Schüchternheit, die gar eigenthümlich zu der reckenhaften Gestalt und der diesem Körper innewohnenden Riesenkraft abstach. Sein Gesicht war von der Hitze und dem raschen Gange geröthet. Die Geige hielt er unter dem Arme.

„Freiherrliche Gnaden haben befohlen," begann der junge Jude mit einer Stimme von herrlichem Wohlklange.

„Die Mädchen wollen wieder Deine Kunst bewundern. Du spielst wahrhaftig sehr schön. Schon als kleiner Knabe hattest Du Neigung und Geschick zur Musik. Ich kenne Dich ja schon lange, seit Deine Mutter aus der Pfalz wieder zurückgekehrt ist. Wenn Dich der Herzog hören könnte — unsere Herzoge lieben Musik leidenschaftlich — wäre vielleicht Dein Glück gemacht — Du könntest es weit bringen — freilich," der Freiherr zuckte die Achseln, als Jude

[illegible] Er blickte [illegible]

Josef begann. Es war zuerst eine einfache, traurig klagende Melodie, die seine Geige sang, einfach und wohl auch darum tief zum Herzen dringend, — wunderbar ergreifend ...ein tiefes Weh ausgesprochen in einfachem Tonworte. So mochte einst der melancholisch düstere Gesang der gefangenen vaterlandslosen Juden am Babelstrande geklungen haben ...dann plötzlich schien's, als ob zu der ersten eine zweite Stimme sich geselle ...dann eine dritte, vierte — und süß, und wonnig schaurig klang's — bald wie leise flüsterndes Gespräch von huschenden Geistern, wehmüthig klagend, bald wieder grollend, bald wie empörter Aufschrei ungebändigten, übermäßigen Schmerzes .. ein wilder Ruf aus tiefgequälter Menschenbrust .. und immer schöner klangs .. es war Musik gewordene Thräne, höchstes Weh, gesungen in seelenerschütternden Tönen — bald erklang's mächtig und voll, ein vielstimmiges Klingen — bald wieder leis, wie fern herüber gewehter Glockenton ... und wenn der kleine Hörerkreis glaubte, das Schönste das es giebt im Reiche der Töne gehört zu haben ... im nächsten Augenblicke schon überbot sich der Künstler wieder ...es war unsagbar schön! — und plötzlich — nach einem aufzuckenden, herzzerreißenden Tonschrei entstand eine kleine Pause .. und wie ferne Chöre der Seraphim erklang es dann in sanfttröstenden Tönen — wie wenn in schwere Wunde man barmherzig lindernden Balsam göße — und leise zogen schmeichlerisch beruhigende, sanfte, himmlisch süße Melodien durch Ohr und Seele — und mit einem einfachen Mollklange schloß Josef sein entzückend schönes, neu geschaffenes Werk.

Er war heftig erregt, seine Wangen glühten, seine breite, mächtige Brust hob und senkte sich, ein leichtes Beben durch-

Wir müssen sogleich nach Stuttgart an Vetter Helfenstein schreiben, daß er uns zwei gute Instrumente schickt," meinte Leonore.

„Aber warum sollen die Mädchen gerade von Josef unterrichtet werden, wenn schon der Unsinn erlaubt wird — warum nicht vom Schullehrer und Organisten?" wandte sich Franz an den Vater.

„Wieder überflog eine dunkle Zorneswolke Miltenberg's Gesicht — er hielt einen Augenblick inne, dann sprach er hart:

„Franz, so lange ich lebe, bin ich Herr und Regierer meines Hauses! — Liege ich einmal im Grabe, dann hast Du als Haupt der Familie das Recht und die Pflicht, von den Mitgliedern Deines Hauses, besonders von Deinen Kindern Gehorsam zu fordern ... In Deinem Regimente muß die Manneszucht, die Disciplin sehr gelockert sein! Läßt sich Dein Obrist, Dein Rittmeister solchen Widerspruch gefallen? — und wenn es auch die einem Miltenberg nachsehen — Deinem Vater und Herrn gegenüber hat Tadel und Gegenrede zu unterbleiben!"

Franz biß sich auf die Lippe, aber er schwieg.

„Sie schlagen uns wohl unsere Bitte nicht ab?" wandte sich Marie an Josef.

„Wenn die gnädigen Fräulein meine Unterweisung wünschen und es der gnädige Herr Vater gestattet, stehe ich gerne zu Diensten."

Ich werde Dir's sagen lassen, wenn die Instrumente angelangt sein werden, und der Unterricht beginnen kann," meinte der Freiherr, seine Hand vertraulich auf Josef's Schulter legend, der ihn noch um Kopfeslänge überragte.

Diese Worte drückten offenbar eine gnädige Entlassung aus. Josef steckte seine Geige in's Futteral, verbeugte sich

pares!*) Wären Alle so fest geblieben wie ich, hätte die Landschaft dem Herzoge standhaft die Mittel verweigert, die er zur Erhaltung eines so großen Heeres braucht: wir wären noch so stark, wie wir es früher waren und spotteten seines ohnmächtigen Grimmes; aber...." der Freiherr brach zornig ab. „Ich weiß nicht," fuhr er nach einer Pause zu Franz gewendet strenge fort, „ob Du Dir nicht schon eine eigene, von meiner abweichende Ansicht gebildet hast. Ich fürchte, seit ich Dir gestattete in des Herzogs Reiterregiment zu dienen, bist Du mehr Offizier als Edelmann!"

Franz wollte erwidern, aber der Freiherr schnitt ihm mit einer energischen Handbewegung das Wort ab.

„Das Gespräch wird weder uns noch die Mädchen erheitern. — Was wollt Ihr unternehmen?" wandte er sich nun an diese. „Wollt Ihr auf eines der benachbarten Schlösser zu Besuch fahren? Dazu wird's wohl schon zu spät sein!"

„Gewiß," antwortete Marie, „wir erreichten keines der Schlösser vor sinkender Nacht, auch sind unsere Nachbarn nicht zu Hause. Die Berlichingen sind zu Hofe gegangen, die Helfenstein haben ihre Tochter nach Franken zu ihren Vettern geschickt."

„Wollt Ihr einen Ritt hinaus vor's Dorf machen?"

„Es ist unerträglich heiß!" riefen beide Mädchen.

„So schickt nach Eurem Juden Josef; er soll Euch mit seinem Geigenspiel die Zeit vertreiben," warf Franz verdrießlich dazwischen.

„Ein herrlicher Gedanke!" riefen beide Schwestern jubelnd, vor Entzücken in die Hände klatschend, „daß wir nicht selbst darauf verfielen!.... Erlaubst Du's, Vater?"

Statt der Antwort zog der Freiherr ein silbernes Pfeifchen aus der Tasche, aus welchem er einen schrillen Pfiff ertönen ließ; zwei Die[illegible] stürzten herbei [illegible]

Menschen legen....ich hatte keine Waffe und wollte mich nicht durch seine Berührung besudeln...."

Der Freiherr war ein stolzer, harter Mann, aber in seiner Seele schlummerte ein Funke von Gerechtigkeit.

„Hm, ich konnte Alles von der Ferne bemerken," meinte er ernst. „Josef trat plötzlich aus dem Gebüsche, erfaßte das Handgelenke des Wahnsinnigen, entwand ihm die Axt und warf sie in den vorbeifließenden Bach — ich habe den jungen Menschen bewundert, er muß Riesenkraft besitzen...."

Franz sah gereizt zu Boden.

„Ich hätte das auch vermocht," stieß er dann endlich hervor.

„Das bezweifle ich," entgegnete der Freiherr. „Nickel ist einer der stärksten unter den Holzfällern im Schwarzwalde."

„Ich danke dem Juden nichts ...gar nichts," wiederholte Franz trotzig; „er duldete es nicht einmal, daß ich Nickel züchtigte; als ich an diesen heran trat, wagte er es, ihn gegen mich in Schutz zu nehmen!"

In des Freiherrn Gesicht zuckte es wie eine schwere Gewitterwolke, es färbte sich dunkelbraun.

„Nachdem der Mensch entwaffnet war — als Du Dich durch die Anwesenheit Josef's vollständig sicher fühltest — wolltest Du den armen, gottverlassenen Wehrlosen schlagen, mißhandeln; früher aber wolltest Du Deine ritterliche Rechte nicht durch eine Berührung mit ihm besudeln! — ah!... lassen wir das!"

Franz schwieg. Längere Zeit kämpfte der Respekt vor dem erzürnten Vater mit seinem unbändigen Hochmuthe — doch siegte bald der letztere, und wenn auch zögernd sprach er:

„Ich bitte um Entschuldigung ... es fällt mir zu schwer zu schweigen, Vater, Dein stolzes Blut rollt auch in meinen Adern. Der Gedanke, dem Juden dankbar sein zu müssen, frißt mir [illegible] keine Herz ab — ich bin fest überzeugt, er

könnte Dich der Herzog nicht anstellen"..

Franz lachte. Die beiden Mädchen errötheten.

Unwillkürlich richtete sich der junge Mann zu seiner vollen Höhe auf, und erwiderte, ohne verletzt zu scheinen, ruhig:

„Freiherrliche Gnaden, wenn dem Herrn Herzog mein Spiel gefiele, — mir würde es zur hohen Ehre gereichen ... es muß nicht Alles Gewinn bieten!"

Miltenberg streifte den jungen Mann mit einem Blicke der Verwunderung: „Ehre und nicht Geld?" dachte er; und es war nicht das erste Mal, daß Josef Aehnliches geäußert hatte; es setzte ihn eben jedes Mal in Erstaunen.

„Was wünschen die gnädigen Fräulein zu hören?" frug Josef, nachdem eine Pause eingetreten, während welcher er seine Violine aus dem Futterale nahm und sie stimmte.

„Was Sie wollen," antwortete Marie. „Wir wollen nicht bestimmen, uns gefällt Alles, was Sie spielen ...Wählen Sie nach Ihrem Geschmacke."

Eine brennende Scharlachröthe überflammte Josef's Gesicht. Ein Grund dafür war leicht gefunden. Das „Sie", das erst vor Kurzem in Deutschland eingeführt worden war, wurde nur selten und nur als Ausdruck der Achtung gebraucht; „Ihr" war schon sehr anständig. Der Jude jener Zeit, wenn er nicht besonders durch Reichthum oder durch seine Stellung als Gelehrter, Arzt oder Rabbiner ausgezeichnet war, wurde namentlich vom Adel mit „Er" oder gar mit „Du" angesprochen. Der Edelmann jener Zeit, der sich schon dem Bürgerstande gegenüber in hochfahrendster Weise überhob, setzte hinter den Juden nur noch den Bauern, welchen letzteren er nicht besser, oft viel schlechter, als sein Vieh behandelte. Pferde und Jagdhunde standen manchem Herrn viel [h]öher als seine Bauern.

zuckte seinen ganzen Körper, sein Haupt war leicht gesenkt, er stützte sich auf seine Geige. Ueber Mariens Wange floß langsam Thräne um Thräne; Leonore hatte sich erhoben und hatte vorgeneigten Hauptes, als wolle ihr Ohr jeden Ton, der Josef's Geige entquoll, begierig einsaugen, mit wogendem Busen, mit fliegendem Athem dem wunderbaren Spiele gelauscht. Die beiden Mädchen schienen, so lange Josef spielte, unter seinem magischen Zauberbanne zu stehen; als er geendet, schienen sie langsam wie aus traumhafter Betäubung zu erwachen. Auch der Freiherr war hoch befriedigt, und nur Franz kräuselte unmuthig höhnisch die Lippen und zupfte an seinem Schnurrbarte.

„Wer so schön spielen könnte wie Sie!" sprach Marie endlich leise.

Josef erhob wie erschreckt sein Haupt.

„Das wäre zu erlernen," meinte er nach einer Pause, „auch Damen können Geige spielen. Mein Ohm erzählte mir, er hätte in Padua, wo er Medizin studirt hatte, viele edle Frauen und Jungfrauen gekannt, die dieses herrliche Instrument mit Vorliebe und Kunst behandelten."

„In Italien thun die Frauen manches, das in Deutschland den Edeldamen nicht gestattet würde," bemerkte Franz spöttisch mit einem kurzen Lachen.

„Du scheinst zu vergessen," brauste der Freiherr auf, „daß Deine edle Mutter, meine Gattin, eine Italienerin war!"

Leonore benützte schlau und gewandt die günstige Stimmung; sie wußte, daß Franzens Widerspruch den Vater reizte, und sie rief schnell:

„Wirst Du es uns wohl gestatten, daß uns Josef im Geigenspiel unterrichtet? Bitte, lieb Väterchen, bitte!" sie faltete zuerst anmuthig die feinen Hände, dann streichelte sie die Wange des Freiherrn.

„Warum nicht? — Hat die edle Musica ja sogar eine Schutzpatronin."

„Ah! — wie gut Du bist, bester Vater!" [rie]f Marie.

Doch nicht am Gotte, der da thronet
In fernen Sphären unnahbar,
Deß Lust an langen Litaneien,
Natur-entweihendem Casteien
Geist-dumpfer, stampfer Möncheschaar —

Nein, nein! an einem andern Gotte
Richt' sich empor dein Geist und Muth;
An einem Gott in freien Lüften,
Auf öden Haiden, reichen Triften,
In Wolken hoch, in tiefster Fluth;

Deß Leben ist in stolzen Cedern
Wie in dem Gräschen noch so klein,
Und dessen ew'ge Allmachtsspuren
In allen, allen Creaturen
Sich wiederspiegeln klar und rein.

O du Gedanke, so erhaben,
Endlos wie die Unendlichkeit!
In allem Sein, in allem Leben
Ahn ich des Gottes Wirken, Weben —
Dich selbst, Gott! in Erhabenheit.

In allem Sein, in allem Leben
Sich deine Schöpferkraft erweist;
Doch in der höchsten Schönheitsmacht,
In hoheitsvoller Königspracht
Erscheinest du im Menschengeist.

Willst du noch, Mensch, das Leben hassen
Ob Mißgeschick und Erdennoth?
Zu sein ein Gott im Kämpfen, Ringen,
Wenn Leidensbande dich umschlingen
Sei deines Lebens Erst Gebot!

Zu sein ein Gott, so frei und furchtlos
Auf dem verworr'nen Erdenpfad;
In wechselndem Vorübergleiten
Der sturmbewegten Lebenszeiten
Steh fest — ein Gott — in Wort und That!

Cincinnati, 1886.

Cantor M. [illegible]

---

„Vorlesungen für Ungläubige" wird diesen Freitag Abend im Bene Jeschurun Tempel von Dr. Wise fortgesetzt über das besondere Thema: „Auch Ungläubige können selig werden, mit Ergänzungen und Erläuterungen zu dem bereits Vorgetragenen." Sitze frei.

[illegible] fünfzig. Sein Gesicht war gebräunt, seine grauen Augen blickten gewöhnlich befehlend umher, sein Haupthaar, sowie Kinn-, Knebel- und Schnurrbart waren schon stark ergraut. Er trug ein bequemes Hauskleid. Rechts an einer Seite des Tisches saßen seine beiden Töchter Leonore und Marie. Die beiden Schwestern, von bewundernswerther Schönheit, sahen einander ähnlich. Leonore, die ältere, war neunzehn Jahre alt, eine hohe, junonische Gestalt mit prachtvollen Formen, die in dem hellgelben, enganschließenden Hauskleide plastisch hervortraten. Das schwarze, reiche Haar fiel in natürlichen Locken über einen vollen, blendend weißen Nacken, der, nur von leichtem Flor verhüllt, den unsterblichen Meisterwerken italienischer Meister zum schwer erreichbaren Modelle gedient zu haben schien. Das ovale Gesicht war von einem leichten Carminhauch überflogen, lange Seidenwimpern beschatteten herrliche, große schwarze Augen, und die frischen, vollen Kirschenlippen ließen beim Lächeln und Sprechen zwei Reihen Perlenzähne sehen. — Marie war um ein Jahr jünger. Sie war ihrer Schwester in ihrer äußern Erscheinung nahezu gleich, aber ein scharfer Beobachter konnte in dem Antlitze der beiden Mädchen eine geistige Ungleichheit erkennen, die ihren Zügen, trotz völlig gleicher Gesichtsbildung, durch den seelischen Ausdruck, durch die Eigenthümlichkeit der Belebung ein verschiedenes Gepräge aufgedrückt hatte. Leonore war — das erschien schon beim ersten Anblicke zweifellos — eine heißsinnliche, rasch auflohende Natur, ein cholerisch-sanguinisches Temperament. Ihre prächtigen Augen blickten zumeist ruhelos umher; nur wenn sie an einem Menschen besonderes Gefallen fand, hafteten ihre

waren ganz gleich gekleidet.

An der andern Seite des Tisches, dem Vater links, den Mädchen rechts gegenüber, saß Franz, der einzige Sohn des Hauses. Er war ein junger Mann von etwa zwanzig Jahren, der seinem Vater ähnlich sah, wenn er auch nicht ganz so kräftig zu werden versprach. Er schien schon etwas verlebt, und ein höhnisches Lächeln, das fast unaufhörlich seinen hübschen Mund umspielte, verlieh seinem sonst interessanten Gesichte etwas Unangenehmes. Er trug die kleidsame Uniform eines herzoglichen Reiterregimentes.

Alle vier waren, von der ungewöhnlich drückenden Gluthhitze überwältigt, eingeschlafen. Der alte Freiherr saß, fast liegend, in einem mächtigen Lehnstuhl. Die beiden Mädchen boten ein reizendes Bild, sie hielten sich umschlungen. Franz stützte sein Haupt mit beiden Händen. Ein schöner Jagdhund, zu den Füßen des Freiherrn, schlief unbekümmert um die zahllosen Stiche der ihn umschwärmenden Mückenschaar. Plötzlich erwachte der Hund, dehnte seine schlanken Glieder und ließ ein kurzes Bellen ertönen. Die ganze kleine Gesellschaft erwachte. Der Freiherr reckte und streckte sich, daß der Lehnstuhl in allen Fugen krachte; die beiden Mädchen gähnten herzlich und Franz stieß einen derben Fluch aus. Einige Minuten saß die Gesellschaft noch immer schläfrig und verdrossen da, ohne ein Wort zu sprechen; endlich brach Leonore das Schweigen:

„Ich langweile mich zu Tode, ...der heutige Sonntag Nachmittag wird endlos lang werden. Besuche sind keine angesagt; um des Himmels willen, was sollen wir armen, verlassenen Mädchen

Ich habe nicht zu eilen, ich bin jung, und Bentingen, der entgeht mir nicht; wenn ich ihn tausendmal stolz behandle, wenn ich ihn mit dem Fuße wegstoße und ich winke ihm endlich mit der Spitze meines kleinen Fingers, so fliegt er zu meinen Füßen — und stände er am andern Ende der Welt .. der!" sie warf die Lippen spöttisch auf, „und meinst Du, wenn unser Herzog Eberhard Ludwig um meine Hand würbe, ich würde ihn nicht zurückweisen? Was eine Christine Grävenitz zu erreichen hofft, ist für Leonore Miltenberg viel zu gering ...ein Herzog! glaubst Du, Thor, ein Herzogsthron wäre zu hoch für mich?"

Der Vater hatte die stolzen Worte der Tochter wohlgefällig angehört; so hoher — richtiger: hochmüthiger — Gedanke war nach seinem Sinne, und ein vergnügtes Lächeln überflog seine harten Züge. Franz hatte dies nicht bemerkt und wandte sich erregt an den Vater.

„Verbiete Leonoren doch, so thöricht Zeug zu schwatzen; Unsinn ist's und eitle Hoffart — wenn's Jemand hörte, wenn man's bei Hof erführe: wir Männer hätten dann das alberne Geschwätz zu verantworten ...eitles Mädchen!"

„Ereifert Euch beide nicht um leerer Worte willen," sprach der Freiherr. „Ich gesteh's, Bentingen wär' mir ein lieber Schwiegersohn, ein Mann nach meinem Sinne, — und auch das sag' ich offen und unverhohlen, ich lieb den Stolz bei meinen Kindern, — ich bin ein Miltenberg! — nicht jünger ist mein Haus als mancher Herzogsstamm in Deutschland, und auf meinem Grund und Boden bin ich auch Herr und Fürst, unumschränkter Gebieter! ... Ich bin Edelmann wie der Fürst, mir gilt der Herzog nur als: Primus inter

---

☞ Sollten Sie ein Exemplar der dieswöchentlichen „Deborah" empfangen, ohne letztere bestellt zu haben, so schulden Sie nichts hierfür, indem das erste Kapitel von S. Kohn's neuem, spannendem Romane darin enthalten und dieselbe demzufolge als Probe-Nummer zu betrachten ist.
☞ Wir lenken Ihre Aufmerksamkeit auf die sich auf Seite 8 dieser Nummer befindliche Anzeige. ☜

vor allen Anwesenden und ging. Der Freiherr nickte huldvoll mit dem Kopfe.

Die beiden Mädchen schritten jetzt vergnügt dem Schloßteiche zu, um in dem Kahne zu einer kleinen Insel, auf welcher Schwäne, ihre Lieblingsthiere, gefüttert wurden, zu rudern. Vater und Sohn blieben allein. Dieser schien vergessen zu haben, daß er einen Ritt in's Freie beabsichtigt hatte. Er starrte verdrießlich vor sich hin, nagte an seiner Unterlippe und trommelte mit den Fingern krampfhaft auf den Tisch.

Der Freiherr bemerkte dies, vielleicht bedauerte er, gegen Franz zu weit gegangen zu sein; er lenkte ein.

„Was hast Du eigentlich gegen das Violinspiel der Mädchen einzuwenden? — wenn's ihnen Vergnügen macht, warum sie darin stören?“

Franz sah seinen Vater mit seinen kalten blauen Augen ein Moment ruhig an; ein höhnischer Zug überflog sein Gesicht.

„Ich denke, daß ein junger, schöner Mann, wie Joseph es ist — das muß man ihm lassen, das ist er — sich nicht zum Lehrer für zwei junge, schöne, feurige Edelfräulein eignet ... der alte Organist paßte besser.“

Einen Augenblick blieb der Freiherr starr vor Entsetzen; einen so ungeheuerlichen Gedanken, den sein Sohn andeutete, konnte der verknöcherte Aristokrat nicht schnell fassen, dann färbte sich sein Gesicht in das dunkelste Kirschroth.

„Aber Franz! Bist Du ganz sinnlos? — Ein Jude wird es wagen, sein Auge zu den Miltenberg'schen Edelfräulein, zu Damen aus dem ältesten Geschlecht Deutschlands, zu meinen Töchtern zu erheben? — — da müßte er wahnsinnig, hirnverbrannt sein! — bei dem allmächtigen Gotte!“ fuhr er, sich selbst in erhöhte Erregung hinein sprechend, fort, — „wenn der Bube es wagte, mit einem Worte, mit einem Blicke, mit einem Erröthen den schuldigen Respect zu verletzen .. ich ... ich — ah! — zu Tode ließ ich ihn peitschen!“

Wieder zuckte es höhnisch über Franzens böses Gesicht.

„Du hast eines in Deiner Rechnung vergessen ...die Mädchen — die brauchen keinen Respekt vor Josef zu haben, und ich bleibe dabei,“ er unterdrückte mühevoll eine starke Regung des Neides, „er kann jungen Mädchen, trotzdem er Jude ist, gefallen — die Schwestern waren ja wie von einem Zauber umstrickt, als Josef spielte“ — er brach ab und schüttelte bedenklich den Kopf.

„Ah! bah!“ rief der Freiherr, „Unsinn, wahrer Unsinn! Dein unerklärlicher Haß gegen Josef trübt Dein Urtheil ... Meine Töchter. — Josef's Spiel hat in der That etwas Berückendes, — ich bin kein Mädchen und wahrhaftig auch nicht weichherzig, aber auch mir gefiel's! — Was Du da dachtest, Franz, das ist — nimm mir's nicht übel — gar zu dumm!“ Der Freiherr lachte kurz auf.

Franz wollte erwidern, aber die Thurmuhr schlug sechs, und der Freiherr erhob sich, indem er sprach: „Der Pastor wird mich im Schloß zum Schachspiel erwarten.“

(Fortsetzung folgt.)

---

**Berlin. — Am 6. Dezember, feierte der in weiten Kreisen beliebte und geachtete Rentier Herr Abraham Wittkowsky in körperlicher und geistiger Frische seinen hundertsten Geburtstag in der Wohnung seines Sohnes, des Hoflieferanten Herrn S. Wittkowsky.**

---



# Rahel.

Erzählung aus dem dritten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts von S. Kohn,
Verfasser von „Gabriel.“

(Fortsetzung.)

Sofie war kreideweiß geworden, wie eine wüthende Hyäne stürzte sie auf Sigmund Ballenstädt zu und schrie:

„Sie haben mich getäuscht, Sie haben ein unwürdiges Spiel mit mir getrieben; eine plumpe, gemeine, lächerliche Maskerade ausgeführt, Sie“ .... Wutherstickt mußte sie innehalten.

„Mäßigen Sie sich, Fräulein Sofi: Heibronn“, sprach Ballenstädt ruhig. „Ich danke Gott aus voller Seele und vom ganzen Herzen, daß ich dem Rathe eines erfahrenen Freundes folgte, und, um Sie genauer kennen zu lernen, in der Maske eines armen mißgestalteten Menschen in Ihr Haus kam. Mein Freund der mir diesen kostbaren Rath ertheilte, war einst nach Pest zur Brautschau gefahren. Die angehende Braut war in seiner Gegenwart das sanfteste Mädchen, das man sich nur denken kann, ihre Stiefmutter ihre „chere maman“, ihre jüngere Stiefschwester „ihre süßes Täubchen“, das Stubenmädchen die „liebe Dorette“ gewesen. Er ließ sich täuschen und wurde glücklicher Bräutigam. Als er vier Wochen später seine Braut überraschen wollte und eines Tages unerwartet wie eine Bombe in das Haus seines zukünftigen Schwiegervaters fiel, kam er zu einer häuslichen Scene, in der sich seine Braut in einem ganz anderen Lichte darstellte. Ihrer „chere maman“ riß sie die Kleider vom Leibe, „ihrem süßen Täubchen“ zerkratzte sie das Gesicht, wogegen „das zarte Täubchen“ ihr als Gegenwerth einen höchst respektablen Faustschlag ins Gesicht versetzte, daß ihre Nase in allen Farben des Spektrums leuchtete, die „liebe Dorette“ schrie als wenn sie am Spieße stecke und ein stattliches Büschel Haare in der Hand ihrer Herrin, welche diese dem natürlichen Haarschmuck der „lieben Dorette“ in etwas unzarter Weise entnommen, ließ Dorettens Schmerzensrufe äußerst begreiflich finden ... Fräulein Sofie, es hätte mir in ähnlicher Weise ergehen können. Wenn Sie hätten vermuthen können, daß der Höcker des armen Drach ein falscher, daß der Drach, ein reicher Freier wäre, Sie hätten ihn nicht in dem furchtbaren Froste in einer kalten, modrigen Rumpelkammer schlafen lassen, Sie hätten sich gegen Ihre Verwandte, meine Verlobte, nicht so benommen, wie Sie es gethan!“

Rahel war wie traumbefangen; sie griff an ihr schönes Haupt, als wolle sie sich überzeugen, daß sie nicht träume. „Hab Dank, Allvater, für Deine endlos große Güte!“ — lispelte sie wie im Selbstgespräche. „O! mein gutes, liebes, armes Väterchen, so hat deine Vaterliebe noch in der letzten Stunde mir den rechten Weg gezeigt .... so hat sich dein prophetisch Wort, ich würde in diesem Hause meines Lebens Glück finden, bewährt ... und“, fuhr sie zu Ballenstädt gewendet fort, „Sie sind unseres unvergeßlichen Wohlthäters, des würdigen Jakob Bär Schwestersohn? Und Jakob Bär hat Gutes von mir zu Ihnen gesprochen?“ .... Dann aber ward sie plötzlich wieder zaghaft und fragte schüchtern, den Blick zu Ballenstädts hoher Gestalt erhebend: „Wie käm ich zu solch hohem, unverdientem Glück? Womit hätt' ich's verdient? .... Und täuschen Sie sich nicht über Ihre Gefühle? Halten Sie nicht für Liebe, was nur eine Regung Ihrer edlen Seele, Mitleid mit der Verhöhnten, Verfolgten ist? .... Und — ich bin ein armes Mädchen, das ist mein ganzer Reichthum!“ mit einem wehmüthigen Lächeln und einer anmuthigen Bewegung erhob sie das Päckchen in ihrer Hand. „Sie haben vielleicht eine Mutter, gewiß reiche, vornehme Verwandte, denen es unlieb sein könnte, wenn Sie, der zu den höchsten Ansprüchen Berechtigte, ein armes Mädchen in Ihre Familie brächten, die sich meiner schämen, mir ihre Mißachtung zeigen könnten — das würde mir und gewiß auch Ihnen wehe thun ... Bedenken Sie!“ ....

„Rahel!“ unterbrach sie Ballenstädt stürmisch, „ich bin mein eigener, unumschränkter Herr, ich habe weder Vater noch Mutter; und — auch wenn meine Eltern lebten, sie würden Sie gerne als Tochter annehmen.... Ich habe nur eine Schwester, sie und ihr Gatte lieben mich abgöttisch. Wenn sie Sie, Rahel, kennen lernen, werden sie Sie lieben und verehren. Und Rahel, ich liebe Sie mit jener reinen, heißen Liebe, von der der Weiseste der Menschen spricht: Auch des mächtigsten Wassers wildeste Fluth verlöschet nicht der Liebe Gluth..... Und noch Eins ... Sie sagen, Sie sind ein armes Mädchen.... Sie irren sich, Sie sind ein sehr reiches Mädchen!“

Rahel blickte ängstlich auf, hatte sie auch recht gehört? Sie, die Aermste der Armen, wäre reich? Einen Augenblick befürchtete sie, der Mann da, der mit liebglühenden Blicken vor ihr stand und so wunderbar beseligende Worte zu ihr sprach — wäre ein Wahnsinniger; aber Ballenstädt fuhr ruhiger fort: „Blicken Sie nicht so ängstlich auf mich, mein liebes, herziges Kind; ich bin im Vollbesitze meiner geistigen Kräfte; — und wenn Herr Samson Heilbronn die Güte haben will, mir in Ihrem Beisein eine Unterredung zu gewähren, so werden Sie sich bald von der Richtigkeit meiner Behauptung überzeugen. Ich bitte!“ wandte sich Ballenstädt mit einer hoheitsvollen, gebieterischen Geberde zu Heilbronn und öffnete die Thüre des anstoßenden Zimmers.

Mit Samson Heilbronn war bei der neuen Enthüllung Ballenstädts eine entsetzliche Veränderung vorgegangen. Er ward bleich wie Linnen, ein heftiges Zittern durchflog seinen Körper. Er blickte scheu auf Ballenstädt, dann aber wandte er sein Auge ab, als wäre ihm sein Anblick unerträglich. .. Als ihn nun sein sonderbarer Gast aufforderte, mit ihm ins anstoßende Zimmer zu treten, schnellte er empor; Ballenstädt ließ Rahel den Vortritt, dann folgte er und Heilbronn. Sofie wollte sich an den Arm ihres Vaters hängen; aber dieser gab ihr heftig abwehrende Zeichen, daß sie zurückbleiben solle. —

Als die drei Personen allein im Zimmer waren ergriff Ballenstädt das Wort:

„Ihre Tochter, Herr Heilbronn, hatte mich dazu verurtheilt, in dem furchtbaren Frost eine Nacht in einer ungeheizten, kalten Kammer zu verbringen. Nicht einem räudigen Hund würde ich in solcher Nacht ein solches Lager anweisen. Ich blieb angekleidet. Ich hing längere Zeit meinen Gedanken nach. Da mir mein seliger Oheim Jakob Bär mitgetheilt, er habe Rahel in Ihr Haus gebracht, hatte ich wohl erwartet, sie hier zu finden, aber ich konnte es nicht ahnen, daß Sie Rahel, deren Geist, Gemüth und Bildung mir mein Ohm so herrlich geschildert, eine so erniedrigende Stellung angewiesen hätten. Trotzdem hatte sie, schon bei ihrem ersten Begegnen mit mir, einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Der Gegensatz zwischen dem hochfahrenden, boshaften Wesen Ihrer Tochter und der rührenden demüthigen Ergebenheit und dem edlen Sinn Rahels, trat in lebendigsten Farben vor meine Seele. Allein das Gedenken an Rahels Herrlichkeit vermochte denn doch nicht die schauerliche Kälte, die mich erfaßte, zu bannen. Plötzlich wurde an meiner Thüre geklopft, Rahel hatte sich meiner erbarmt. Als ich die Thüre öffnete, warf sie rasch die Decke ins Zimmer und entfloh. Ihre Tochter hatte meine kurze Unterredung mit Rahel behorcht. Sie hatte ihre Anwesenheit im Stiegenhause durch ein Geräusch verrathen, das ich zuerst, im Momente berechtigter Aufregung, nicht beachtet hatte. Wie sie Rahel, mit dem vollen Bewußtsein, ihr Unrecht zuzufügen, beschimpft, das haben Sie, Herr Heilbronn, selbst gehört! ....“ Ballenstädt hielt einen Moment bewegt inne. „Ich war außer mir, eine verzehrende Ungeduld erfaßte mich, die Zeit die ich thatlos bis zum heutigen Morgen, wo ich Rahel Satisfaktion verschaffen, meine Verkleidung ablegen, ihr meine Liebe gestehen, um ihre Hand werben wollte, verbringen mußte, erschien mir eine Ewigkeit. Trotz der furchtbaren Kälte stieg mir das Blut doch siedend heiß zu Kopfe, die Aufregung trieb mir die hellen Schweißtropfen auf die Stirne, ich glaubte, das Ende der langen Winternacht nicht erleben zu können, meine Ungeduld wuchs mit jeder Viertelstunde, ich fürchtete wahnsinnig zu werden; — und hoffte doch, so es Gott beliebte, am nächsten Morgen der glücklichste Mensch zu werden! Ich mußte meine Gedanken von dem einen Punkte, auf dem sie sich mit allzu großer Gewalt concentrirten, abziehen, ich mußte mich gewaltsam zerstreuen! .... Mein Blick fiel zufällig auf einen alten Kasten, dessen Thüre halb offen stand. — Er schien mir keine Geheimnisse zu enthalten, sonst hätte man den fremden Schnorrer nicht in diese Kammer verwiesen; ich öffnete ihn. Er enthielt mehrere Fächer. In dem mittleren standen einige starke in Schweinsleder gebundene Folianten. Auf's Gerathewohl ergriff ich einen derselben und schlug ihn auf. Er enthielt eine Sammlung von Pachtverträgen über die Branntweinbrennerei, die im Laufe der Zeiten zwischen den Heilbronns und den Grundherrn, den Grafen Dolbenheim, abgeschlossen worden waren. Diese Lektüre interessirte und zerstreute mich nicht. Ich schob, oder richtiger gesagt, ich versuchte es, den Folianten wieder an seinen Ort in das Fach hinein zu schieben, es gelang mir nicht. Unwillkürlich suchte ich nach der Ursache und fand, daß durch das Schütteln des alten morschen Kastens ein starkes Papierheft — das sich in einer Spalte verkrochen hatte, nun auf das Bücherbrett gefallen war, und dadurch den Platz für den Folianten verengte. Zufällig; — nein ich will nicht ein zweites Mal dieses gotteslästerliche Wort gebrauchen, es giebt keinen Zufall auf der Welt, Alles ist Fügung des allwaltenden, weltenlenkenden Gottes, — durch göttliche Bestimmung also fiel mein Blick auf das vergilbte Papier .... welche das zusammengeheftete Fascikel enthielt! ...“

(Fortsetzung folgt.)

---

Stuttgart. — Am 13. Dezember feierte hier im Kreise seiner Familie und zahlreicher Freunde Herr Jakob Levi mit seiner Gattin das seltene Fest der diamantenen Hochzeit. Anläßlich dieser Feier eines 60-jährigen Zusammenlebens wurde das Jubelpaar Gegenstand zahlreicher Ovationen, u. a. seitens des hiesigen Kirchenvorsteheramts, das unter Führung des Herrn Kirchenraths Dr. Wassermann seine Glückwünsche überbrachte. Der alte Herr (geb. 1797) konnte seinen Ehrentag in leidlicher Gesundheit begehen, die Frau mit ihren 84 Jahren besitzt noch heute eine erstaunliche körperliche und geistige Frische. Die Ehegatten stammen beide aus Eßlingen, wo Levi bis zum Jahre 1867 eine bedeutende Bijouteriefabrik betrieb; seit 18 Jahren hat er seine Häuslichkeit hieher verlegt. Von den drei Kindern haben sich zwei Söhne auswärts niedergelassen, eine Tochter lebt hier. Ein in weiteren Kreisen bekannter Name ist der der Schwiegertochter Elise, geb. Henle. Möge dem greisen Paar ein heiterer Lebensabend beschieden sein!

# Die Deborah.

Herausgegeben von

The BLOCH Publishing and Printing Company.

45, 47, 49, 51, 53 u. 55 McFarland Str.,

Office: Corner Plum & McFarland Sts.

Isaac M. Wise, = = Redakteur.

**Cincinnati, 15. Januar 1886.**

„Die Deborah“ erscheint wöchentlich, als Allgemeine jüdische Familienzeitung, und ist der Erbauung und Belehrung gewidmet.

Abonnenten und Andere, welche alte Exemplare verlangen, mögen gef. die Nummer oder das Datum der Ausgabe der gewünschten Blätter angeben. Wenn dies nicht geschieht, ist es uns unmöglich, zu erkennen, welche Blätter wir schicken sollen.

Subscriptionspreis:

| | |
|---|---|
| Die Deborah | $2 00 |
| „ nach Europa | 2 50 |
| „American Israelite“ | 4 00 |
| „Sabbath Visitor“ | 1 50 |
| Die Deborah u. American Israelite an eine Adresse | 5 00 |
| Deborah und Visitor | 3 00 |
| Israelite und Visitor | 5 00 |

Postgebühren nach Europa betragen 50 Cents extra.

Anzeigen-Gebühren:

| | |
|---|---|
| Dankes- und Beileids-Beschlüsse, | 5 00 |
| Heiraths-, Geburts- und Todesnotizen, jede | 1 00 |

Raten für sonstige Annoncen werden auf Anfragen hin bekannt gemacht.


Der Herr Rabbiner der Cincinnatier orthodoxen Gemeinde „Scherith Israel“, D. Davidson, hat temporär im „Hebrew Union College“ die Lehrerstelle des erkrankten Dr. Salomon Eppinger in Talmud und Bibelcommentaren übernommen. Der „Board of Governors“ hat diese Ernennung einstimmig bestätigt.

---

Wer die verschiedenen jüdischen Zeitungen hier und in Deutschland liest, der würde denken müssen (wenn er ihnen glaubt), daß in Cincinnati das Judenthum sich verliert oder sich schon verloren hat und das wäre ein großer Irrthum. Nie und nirgends stehen Jude und Judenthum in höherem Ansehen als gerade in Cincinnati. Der Jude steht hier als Bürger und Geschäftsmann unter allen Klassen der Bevölkerung im besten Ansehen. Höher noch steht das Judenthum in den Augen der Gebildeten von der kirchlichen sowohl wie der nichtkirchlichen Partei. Es wird als die Religion der Intelligenz betrachtet. Die jüdischen Anstalten, besonders die Tempel und die Sabbathschulen, sind Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Der Cultus ist mustergeltend. Dabei ist aber auch das äußerliche Judenthum auf der Höhe. Hier wird mehr „Koscher“-Fleisch und mehr „Matzos“ verkauft als in irgend einer Stadt von gleicherr jüdische Bevölkerung. Die jüdischen Feiertage sind hier immer Galatage und jeden Samstag sind die Gotteshäuser stark besucht. Merkwürdig ist, daß in dem verrufensten Tempel, in welchem Dr. Wise predigt, zweimal des Tages, früh und Abends, „Minjan“ ist, und der Cantor leitet den Gottesdienst, während am Samstag, Abends und Morgens, das große Haus sehr wohl besetzt ist, weit besser als die orthodoxen und halborthodoxen Synagogen New Yorks, Philadelphias, Berlins und Frankfurts, während in der Religionsschule Hebräisch unterrichtet wird und viele Mitglieder der Gemeinde den Sabbath streng feiern. Nur ein Rabbiner hier ißt und logirt in einem nichtjüdischen Hause, und der ist ein Engländer, den unsere deutschen Scribenten schon der britischen Flagge wegen in Ruhe lassen sollten.

---

Das Projekt, in New York oder Philadelphia ein orthodoxes Rabbinerseminar zu gründen, ist abermals aufgegeben worden; man will aber ein Lehrerseminar errichten, obwohl im ganzen Lande außer den Religionsschulen nur zwei jüdische Schulen bestehen, eine in New York und eine in Philadelphia. Die Religionsschulen werden von den betreffenden Rabbinern mit jüdischen Lehrern aus den öffentlichen Schulen oder, was meistens der Fall ist, mit freiwilligen Damen und Herren geleitet. Mit zehn jüdischen Lehrern und Lehrerinnen wäre das ganze Land reichlich versorgt, da man in den Religionsschulen nicht genügend bezahlt, Lehrer zu engagiren, die nicht einen andern Nahrungszweig in loco haben. Es steht also nicht zu erwarten, daß irgend ein vernünftiger Mensch ein jüdisches Lehrerseminar besuchen wird, um sich für's Fach auszubilden. Hat man aber mit dem Projekte noch die Absicht verbunden, orthodoxe „Chasanim“-Lehrer-Prediger für kleinere Gemeinden vorzubereiten, dann irrt man sich erst recht; denn kein fähiger junger Mann wird sich dazu hergeben, sein ganzes Leben lang eine solche untergeordnete Rolle zu spielen, besonders da es Jedem bekannt sein muß, daß die Zahl jener Gemeinden immer geringer wird und man selbst in den kleineren Gemeinden klassisch gebildete Prediger sucht. Das orthodoxe Lehrerseminar wird wie das Rabbinerseminar — nie anfangen.

---

Die „Norddeutsche Allgem. Zeitung“, bekanntlich das Organ des Fürsten Bismarck, hat noch einmal dem Antisemitismus und dem Herrn Stöcker den Abschied gegeben. Dabei ist die sonst so kluge und vorsichtige Diplomatin so offenherzig, zu bekennen, daß der Antisemitismus als „Reizmittel“ benützt wurde, „als ein gewaltiger Hebel zur Bewegung der Massen“, die conservative Parteibildung zu fördern. Sie gesteht also ganz offen ein, daß man von Seiten Bismarcks den Antisemitismus begünstigte und förderte, nicht weil die Juden solche Behandlung, Verfolgung und Verhöhnung verdienten, auch nicht aus irgend einem sittlichen, religiösen oder staatsrechtlichen Grunde, sondern lediglich, weil die Politik Bismarcks, die conservative Parteibildung zu fördern, es so für gut befand. So unsittlich und verbrecherisch ist die Politik des eisernen Kanzlers. Man opfert die Wahrheit, das Recht, das Wohl von 600,000 Staatsangehörigen und bringt namenloses Elend und dauernde Schmach über schuld- und wehrlose Menschen, als „Reizmittel“, um die Parteibildung im Sinne des Kanzlers zu fördern. Das ist die raffinirteste Schlechtigkeit, welche die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts zu verzeichnen hat. Daß aber das Organ des Kanzlers, die „Nordd. Allg. Zeitung“, das so unumwunden ausspricht, ist ein Beweis, daß man von einem Rechtsstaate wie von der Moral nur unvollkommene Begriffe hat, so daß man es als selbstverständlich betrachtet, daß in der Politik solche bürgerliche Begriffe keine Berechtigung haben. War schon das Ausnützen des Antisemitismus zu politischen Zwecken ein Verbrechen an der Menschheit, ist das freimüthige Geständniß desselben eine Schmach und Schamlosigkeit, wie sie nur selten auch in den höchsten politischen Kreisen anzutreffen sind.

Die Auslassungen der „N. Allg. Ztg.“, worauf wir hindeuten, lauten folgendermaßen:

Sie bespricht die Berliner Stadtverordnetenwahlen und sagt: „Indem sie gegen die Extremen polemisirt, es handelte sich für sie um eine Sache und um eine Person. Die Sache war der Antisemitismus. die Person Herr Hofprediger Stöcker. An jener entzündete sich die Berliner Bewegung, wie Niemadd leugnen kann, welcher die Berliner Verhältnisse kennt. Sie war ein Reizmittel, welches im Anfang stark genug wirkte, um weite Kreise anzuregen; aber ein Reizmittel verliert mit seiner habituellen Anwendung seine Wirksamkeit und eine von den verschiedensten Impulsen bewegte Bevölkerung, wie groß auch ihre Neigung für alles Sensationelle ist, verlangt eben darum auch einen Wechsel der Anregung, wenn diese nicht auf ein praktisch realisirbares Ziel hinweist. Jedenfalls war es von vornherein ersichtlich, daß der Antisemitismus zwar allerdings ein gewaltiger Hebel zur Bewegung der Massen war, daß aber die bezügliche Agitation auf ernste Mißbilligung von Gesellschaftsgruppen stieß, die nicht außerhalb einer conservativen Parteibildung gelassen werden durften. Ganz ebenso verhält es sich mit Herrn Stöcker. Man kann ihm die größte persönliche Hochachtung zollen, man kann von der Aufrichtigkeit seines Pathos vollkommen überzeugt sein, und daraus die ungeheure Wirkung erklären, welche er auf die Massen ausübt; aber man weiß auch, daß mit seinem Vorgehen in Form und Zielen Kreise absolut nicht einverstanden sind, auf welche die conservative Parteibildung in Berlin rechnen muß, wenn sie über einen momentanen Anlauf hinaus Bestand gewinnen soll. Eben darum waren aber die Exclusiven im Unrecht, wenn sie ihre Sache lediglich auf Herrn Stöcker setzten und sind doppelt im Unrecht, wenn sie jetzt den Mittelparteilern, nur weil sie versuchten, der Berliner Bewegung eine Richtung zu geben, auf welcher ihr alle conservativ veranlagten Bürger folgen konnten, den Vorwurf machen, an dem totalen Mißerfolge Schuld zu sein.“

---

## Was sich die guten Geister erzählen.

(Mittheilungen aus dem Jenseits.)

(Forsetzung.)

Einhorn: Das Beste, lieber Vidaver, das Sie überhaupt gesehen und gelesen haben, uns was Ihnen am deutlichsten beweisen kann, wie verfahren die „zu Buß gesagt“ amerikanische Orthodoxie ist, zeige ich Ihnen hier im jüngsten "Jewish Messenger."

Hübsch (zu Lilienthal): Jetzt wird der Einhorn bös. Da bin ich in der That neugierig.

Einhorn: Hier haben Sie es, schwarz auf weiß. Der junge Isaacs schreibt: „Judenthum ist bei weitem mehr, wie der bloße Glaube an die Gottesidee. Es ist der Gehorsam für die Gesetze und Verordnungen, die ein persönliches, vernünftiges Wesen den Israeliten vorgeschrieben hat.“ Etwas dümmeres ist mir mein Lebtag noch nicht vorgekommen. Und wenn ich von meinem Lebtag hier oben rede, so meine ich etwas mehr als mein Leben, welches ich hinter mir habe. Vor fünfzehn Jahren sprach der „alte“ Isaacs noch davon, daß es keinen „persönlichen“ Gott giebt. Heute schreibt der junge Isaacs von unserem Herrgott in einer Weise, als ob er, unser Herrgott, hier oben der Redakteur einer Zeitung wäre!

Hübsch: Diesmal, lieber Einhorn, habe ich mit Ihnen ein Hühnchen zu pflücken. Vor fünfzehn Jahren war diese „persönliche“ Frage der Gottheit eine brennende. Damals standen wir Beide einander gegenüber. Damals war der „Jewish Messenger“ auf der Seite der unpersönlichen Gottheit. Heute ist das Blättchen gewendet. Und heute wissen wir alle hier etwas mehr von unserem ewigen Gott wie alle die kurzsichtigen Sonnescheins, Kohlers und Felsenthals da unten. Wir, hier oben, sind jetzt davon überzeugt und durchdrungen, daß es nur Einen Ewigen Gott gibt, der weder persönlich noch unpersönlich ist!

Vidaver: Meine Herren! Fast möchte ich glauben, daß Sie mir ausweichen wollen. Ich kümmere mich um die Frage der Unpersönlichkeit nicht im Geringsten. Das überlasse ich den armen Hungerleidern da unten, die auf ihr Brod auch noch „koschere“ Butter schmieren wollen. Aber mir liegt eine wichtige Frage auf dem Herzen: Wollen die „Radikalen“ ihr Judenthum aufgeben?

Lilienthal: Wie heißt? Ihr Judenthum? Wie verstehen Sie das?

Vidaver: Ich meine ganz einfach das Judenthum, wie es in den Ver. Staaten Amerika's aufgefaßt wird. So viel ich von dem verstehe, was sich jetzt „radikales“ Judenthum nennt, bin ich geneigt anzunehmen, daß sie jetzt daran gehen, wirklich „radikal“, d. h. „oker min ha-shoresh zu sein.“

Einhorn: Mein lieber Vidaver! Die Partei, welche Sie vertreten, hat bis jetzt sehr viel Geduld an den Tag gelegt. Warten Sie noch ein Bischen. Sie werden noch Ihre Freude erleben!

(Fortsetzung folgt.)

---

## Die Keiley-Frage.

Für den Gebrauch unserer transatlantischen Leser dargestellt.

Von H. Zirndorf.

Wir haben über die Zurückweisung des designirten Gesandten Anthony M. Keiley von Seiten der österreichischen Regierung oder vielmehr des Ministers des Auswärtigen, Grafen Kalnoky, so verschiedenartige und zum Theil einander widersprechende Mittheilungen gehört, daß wir glauben, durch die Größe der Entfernung und die Vielheit der Kanäle, welche solche Nachrichten vermitteln, könnte ein noch viel unrichtigeres und entstellteres Bild dieses kleinen Mißverständnisses über die breite Wassergrenze zu unseren östlichen Lesern und Mitinteressenten getragen werden. Wir glauben daher, es ist eines Versuches werth, darzuthun, wie sich dieser Konflikt auf amerikanischem Boden und im Angesicht amerikanischer Verhältnisse darstellt. Ist wirklich in der Gattin des beabsichtigten Gesandten die israelitische Religionsgenossenschaft in empfindlicher Weise verletzt und zurückgesetzt worden, warum läßt die Sache hier so kalt? warum hat die Bewegung, die ein Remedur schaffen sollte, nicht größere Dimensionen angenommen? Und ist diese Ablehnung weiter nichts als

eine kleine Privatchikane, durch die Herr Keiley belästigt wird, oder läuft sie höchstens auf eine ganz spezielle staats- oder völkerrechtliche Differenz hinaus, wie deren im Weltverkehr Hunderte vorkommen, warum hat sie so viel Staub aufgewirbelt?

Von der einen Seite wird uns gesagt, Keiley habe sich als allzu redseliger Papstfreund in Italien derart mißliebig gemacht, daß, selbst wenn ihn die italienische Regierung nicht abgelehnt hätte, er dennoch eine für die diplomatische Verwendung sehr schwierige Persönlichkeit gewesen wäre. Nach Anderen aber hat er diese Ablehnung dem Umstande zu verdanken, daß er mit seiner Frau blos die Civiltrauung vollzogen habe. Die Civilehe aber, heißt es weiter, in ihrer exclusiven Form, unergänzt durch einen religiösen Heirathsakt, gelte in Oesterreich bei den höheren Ständen — man denke nur an das feine sittliche Gefühl der österreichisch-ungarischen Kavaliere — für nicht viel besser als ein Konkubinat. Im Ganzen kann diese Folgerung a fortiori des Redakteurs des „American Israelite“ nicht bestritten werden. Wörtlich genommen, scheint die Auffassung etwas weniger starr und unversöhnlich, aber wie gesagt, nur nach der Form, kaum nach dem Inhalte. In einer Unterredung, welche der eben abgerufene Gesandte, John M. Francis, mit einem Reporter der „New York Tribune“ am 26. v. M. hatte, und an deren Echtheit wir nicht zweifeln dürfen, sagt der Ex-Gesandte mit deutlichen Worten:

„Die Civilehe besteht zwar in Oesterreich; doch muß solchen Bündnissen durch die Feierlichkeit einer religiösen Ceremonie erst das Siegel aufgedrückt werden, bevor man sie als gültig betrachtet.“

Es geht der Civilehe beinahe wie dem Duell. Der Zweikampf ist gesetzlich verboten und wird dennoch, da wo er noch grassirt, von Sitte und Gesellschaft geradezu erzwungen. Und während es auf allen anderen Lebensgebieten als Kriterium eines regelrechten unb achtungeinflößenden Verhaltens gilt, wenn man den Staatsgesetzen gehorcht, so verfällt im geraden Gegensatze hierzu der Nichtduellant dem Vehmgerichte sozialer Verachtung und Ausschließung. Was aber die Civilehe betrifft, so ist sie in Oesterreich nicht nur fakultativ zulässig, sondern, soviel wir wissen, auch von vorn herein obligatorisch und dergestalt für sich selbst genügend. Vom Standpunkt der gesellschaftlichen Etikette aber, nicht eines höheren Sittlichkeitsgefühls, gilt eine solche von Religionsweihen unbegleitete Ehe als der sozialen Ehrbarkeit untheilhaftig. Als Theologen und Förderer eines verfeinerten Religionslebens geben zwar auch wir der religiösen Eheschließung bei weitem den Vorzug; als loyale Staatsbürger aber sind wir der Ansicht, man sollte die Civilehe sich selbst überlassen und sie nicht dem sozialen Interdikt preisgeben.

Wenn es aber die Civilehe und nicht die Jüdin ist, welche die österreichische Regierung in der Gattin des Gesandten anstößig gefunden, dann hat der Wiener Minister oder sein offizieller Wortführer in Washington, Baron Schäffer, einfach zu viel gesagt. Der Baron hat dem Staatssekretär Bayard am 9. Mai eine telegraphische Note mitgetheilt, welche Graf Kalnoky Tags vorher von Wien ihm zugesandt haben soll, und worin es unter Anderm heißt:

„Die Stellung eines fremden Gesandten, der mit einer Jüdin durch Civiltrauung verheirathet ist, würde in Wien unhaltbar und sogar unmöglich sein.“

Dieser Satz, man möge ihn nun juristisch oder nur nach den Regeln hausbackener Logik beurtheilen, bietet der Kritik beinahe so viele Blößen und Ungereimtheiten als Worte. Wenn die Jüdin beanstandet wird, was kümmert euch die Civilehe? Ist aber die Civilheirath der wunde Punkt, warum läßt man es die Jüdin entgelten? Sind jedoch Beide gleich anstößig, so hätte man es frei heraussagen müssen; und der Satz hätte füglich lauten sollen:

— — „Die Stellung eines Gesandten, der mit einer Jüdin verheirathet ist und der überhaupt nur civiliter getraut worden.“

Das aber mag nur die Folge der telegraphischen Kürze sein. Denn darüber war man in Wien nicht weniger im Reinen als in Washington, daß sowohl die Jüdin als die Civilehe in beiden Ländern auf völlig sicherem Rechtsboden stehen. Allein, so wird man einwenden, kann nicht eine Sache, welche durch das Gesetz zulässig, durch Sonderstatute, Brauch oder Konvenienz wieder verloren gehen? Allerdings bietet das Gesandtschaftsrecht, soweit man von einem solchen sprechen kann, hierzu die bequemsten Handhaben. Da ist vor Allem die sogenannte Ablehnung oder Recusation in's Auge zu fassen.

„Ein jeder Staat — sagt S. Jordan — hat nach den bestehenden Rechtsgrundsätzen die Befugniß, einzelne Personen, die ihm aus was immer für einem Grunde nicht genehm sind, als Gesandte fremder Staaten zu recusiren. Darum ist es üblich, dem Staate, an welchen man eine Gesandtschaft schicken will, die hierzu bestimmte Person zuvor bekannt zu machen.“ Rottek und Welcker, Staatslexikon, Ausgabe 1834. ff., B. 6., S. 590.

In der neueren Rechtsliteratur tritt dieser Grundsatz nur in sehr modifizirter Form auf, was sich bei der umfassenden Ausbildung des Gesandtschaftswesens eigentlich von selbst versteht.

„Das Völkerrecht — sagt Franz von Holtzendorff—kennt keine Unfähigkeitsgründe, durch welche irgend eine zurechnungsfähige Person von der Uebernahme gesandtschaftlicher Funktionen überhaupt ausgeschlossen wäre. Doch kann ein Souverän nicht für verpflichtet erachtet werden, jede beliebige Person zu empfangen...... Unter allen Umständen wird vom Standpunkte des heutigen Völkerrechts aus zu behaupten sein, daß ständige Gesandtschaften überhaupt nicht mehr willkürlich abgelehnt werden dürfen, was in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts Hugo Grotius (de jure belli et pacis) noch versichern konnte.“

Holtzendorff, Encyclopädie der Rechtswissenschaft,, Th. 1., S. 960, f.

Der österreichische Minister hätte nach dieser Sachlage gewiß am zweckmäßigsten gehandelt, wenn er ohne weitere Motivirung einfach den Menschen Keiley, nicht aber den Gatten der Jüdin abgelehnt hätte. Er lehnt ihn aber auch — in diesem Zusammenhange wenigstens — nicht eigentlich ab; und er wird seine triftigen Gründe hierfür gehabt haben. Seine Kron- und Hausjuristen werden ihm gesagt haben, auf wie schwachen Füßen das sogenannte Gesandtschaftsrecht stehe.

„Weder das Vernunftrecht — sagt Karl von Rotteck — noch die höhere Politik schreibt dafür die Grundsätze vor; es giebt hier blos Uebungen, Sitten, auch Schlendrian.“

Lehrbuch des Vernunftrechts und der Staatswissenschaften, B. 3., S. 143.

(Schluß folgt.)

---

## Inland.

Neu-Jerusalem, 10. Jan. 1886.

Die Schwächen seiner Nebenmenschen zu benützen, ist eine menschliche Schwäche. Selbst der Freundesblick sieht durch die Brille der Kritik, und der nüchterne Verstand verwandelt oft unscheinbare Fehler in riesige Untugenden. Es ist deshalb kaum zu verwundern, wenn das krasse Vorurtheil die Schwächen Einzelner einem ganzen Menschenstamm zur Last legt. Die kleinen, lächerlichen Gewohnheiten einzelner Juden werden von fanatischen Antisemiten als Volksverbrechen gebrandmarkt. Harmlose Eigenheiten, die unscheinbar wie Maulwurfshügel dem unparteiischen Beschauer in's Auge fallen, wachsen, genährt vom Leumund des Racenvorurtheils, zu berghohen Uebelständen empor.

Weil das wohlausgebildete Riechorgan des Juden von jeher etwas sensitiv gegen Pulverdampf gewesen, weil sein Gehör durch Kanonengebrüll nie angenehm gekitzelt wurde, behaupten die Antisemiten, daß er die Pistole auf die Brust gesetzt nicht vertrage, dafür aber dieselbe als Geldmünze fest geborgen in der Tasche behält. Nun diese letztere Geschmacksrichtung theilt manch' Christenkind redlich mit ihm, und für die erstere Anwendung hat manch jüdisch' Herz auch schon ausgeblutet. Es ist einmal so Christenart, mit behaglichem Mitleid auf jüdische Courage herabzublicken, und wenn unsere Feinde auch eingestehen müssen, daß der Jude Verstand und Intelligenz genug besaß, um vor Schwarzenberg das Pulver zu erfinden, dann setzen sie sofort lächelnd hinzu, daß die Juden die Erfindung einfach nicht machten, weil sie das Pulver nicht riechen konnten.

Sie mögen über uns lachen oder weinen, die Thatsache steht doch fest, daß echter Mannesmuth zu allen Zeiten im Judenthume herrschte, daß für die Sache der Freiheit und für die Ideale der Menschheit jüdische Heldensöhne Blut und Leben so gut hingaben, wie die Heroen Andersgläubiger, und daß ihr Muth im Dulden und Ertragen weit größer als der anderer Nationen ist. So wie die Nachtigall des Augenlichtes beraubt, mit ihren süßesten Tönen schmelzend ihr Leid den Lüften klagt, so hat das Judenthum, beraubt des Sonnenlichtes der Freiheit, im Druck und Elend seine edelsten Tugenden entfaltet.

Selbst in einem Lande wie Bulgarien, wo der Jude der Paria der Bürger gewesen ist, wo sein Geist gehemmt, sein Leib gequält und seine Seele unter dem Drucke krassesten Vorurtheiles ächzte, dort hat sich dieser Tage eine Heldentragödie abgespielt, die ein jedes jüdische Herz mit gerechtem Stolz und tiefem Mitleid zugleich erfaßt. Fünfhundert tapfere jüdische Männer zogen der wilden Serbenarmee entgegen und kämpften und bluteten für die Sache des Vaterlandes, von dem es noch bis vor Kurzem so stiefväterlich entrechtet wurde. Gar Viele dieses jüdischen Freiwilligen-Bataollins verhauchten ihr Leben im Kampfe für's Vaterland. Sie blieben auf dem Schlachtfelde, stumme Ankläger gegen ungerechten Racen- und Religionshaß, todte Zeugen der endlichen Gleichheit der Menschen auf Erden. Werden wilde Sklavenhorden, feincivilisirte Germanen und die krächzenden antisemitischen Eulen aller Länder endlich erkennen, daß auch jüdisches Blut echten Freiheitskitt enthält?

Die Freiheit hat in unserer Zeit einen mächtigen Verbündeten. Der Telegraph, dieser Blitzjunge, ist allüberall ihr Agent. Die Menschheit kann nicht länger taub und blind gegen Ereignisse bleiben, die täglich das Menschenhirn electrisiren und den Menschengeist zum Denken anregen. Nicht die Schule allein, sondern auch die Presse ist der Hauptfaktor allgemeiner Aufklärung. Zeitungen sind die Schulbücher der Erwachsenen. Und so begrüße ich denn mit Freuden den „Jewish Reformer“, das jüngste Preßorgan für religiösen Fortschritt. Das Dreigestirn der Vignette verspricht, was der dreieinige Geist der Redaktion unzweifelhaft halten wird. Wenn Pittsburger Geist dieses jüngste jüdische Literaturkind in die Welt gesetzt, dann gratulire ich dem Kinde zur glücklichen Wahl des Vaters. Besonders freut es mich, daß das neue Blatt auch der deutschen Sprache eine Heimstätte eröffnet, denn schließlich ist die jüdische Reform in Amerika doch nur das Produkt deutschen Geistes. Moses Mendelssohn war ein Deutscher, seine Jünger sind deutsche Rabbinen. Deutsche Gemeinden sind die Zeughäuser des amerikanischen Judenthums, und deutsche Zungen predigen den Fortschritt. Was hat das hocharistokratische Portugiesenthum in Amerika geleistet, was die holländischen Juden für die Wiederbelebung des echten jüdischen Geistes in diesem Lande gethan? Der arme eingewanderte deutsche Jude, dessen Nacken sich willig unter der Last des Peddlerpackes beugte, dessen Sprache verhöhnt, dessen Sitten bekrittelt und dessen Gewohnheiten von seinen englischen Glaubensbrüdern belächelt wurden, diesen frugalen, eisenkräftigen, zähausdauernden deutschen Juden haben wir die jüdische Reform in Amerika zu verdanken. Das deutsche Wort verpflanzte das aufgeklärte und geläuterte Judenthum in deutsch-amerikanische Herzen.

Vielleicht ist's diese unumstößliche Thatsache, die einen guten englischen Redner veranlaßte, eine schlechte deutsche Rede zu reden. Wir haben es oft genug gehört, wie deutsche Rabbinen sich und uns mit einer englischen Predigt abquälten. Aber es ist eine Novität, zu sehen, daß sich ein junger, aus einem amerikanischen College hervorgegangener Rabbiner, ganz ohne Veranlassung in ein dunkles Phrasen-Labyrinth deutscher Sprache so total verliert, daß er trotz aller grammatikalischen Verdrehungen und jedmöglicher Worttortur seinen Weg zur vernünftigen Diktion nie wiederfindet. Meine wirkliche Freundschaft für den jungen, talentvollen Rabbiner im Westen veranlaßt mich, ihm ernstlich zu rathen, mit der deutschen Sprache keinen weiteren Spaß zu treiben. Der deutsche Michel ist sehr geduldig, aber wenn man ihm seine Sprache in dem einfachsten Gliederbau verrenkt, dann wird die schlaffe alte Schlafmütze zum schwellenden Hahnenkamm, der gegen fremde Einmischung auf sein ureigenstes Gebiet mit einer wahren Berserkerwuth kämpft. Gleich am Anfange der Predigt stoßen wir auf folgenden Satz: „An den Ufern des Nilstromes haben unsere Urahnen ihres Stammes wegen die ersten bitteren Thränen vergossen, und der große Nil strömte diese Schmerzes-Zähren hin nach dem mittelländischen Meere, und dieses schwängerte damit die asiatischen und europäischen Gefilde, und das Echo der Qualseufzer unserer Väter in Afrika hallte dort wider, laut und mächtig, mit einem tausendmaligen Wiederhall mehrere Jahrtausende hindurch.“ Deutscher Michel, wache auf! Dir hilft

Alexandra.

New York, im Januar 1886.

Mit Sturmestosen und Schneegestöber ist endlich der Winter eingezogen; und jetzt tummelt sich schon eine fröhliche Kinderschaar mit Schlitten groß und klein auf der silberglänzenden Fußdecke des nordischen Herrschers. Die Sonne lächelt recht freundlich dazu, unendlich froh, daß sie sich nun auch etwas Ruhe gönnen kann. Recht viel Neues hat uns der Jahresanfang und Wintereinzug gebracht: in erster Reihe für unser musikliebendes Theater-Publikum neue Opern. Im Thaliatheater sang und blies der „Trompeter von Säkkingen" mit seinen lieblichen, schwärmerischen Weisen sich am 2. Januar bei seinem ersten Auftreten sofort in die Gunst des Publikums. Die Oper, componirt von Emil Kaiser, zu dem nach Victor Scheffel's bekannter Dichtung bearbeitetem Texte, enthält eine Fülle der anmuthigsten, sich dem Ohr einschmeichelnden Melodien und viele schöne Ensemblenummern; die Musik schlägt überall einen volksthümlichen Ton an, der an einzelnen Stellen höchst wirksam ist; ganz besonderen Anklang fand das herrliche, gefühlvolle Abschiedslied des Trompeters: „Behüt' dich Gott, es wär' zu schön gewesen, behüt' dich Gott, es hat nicht sollen sein!" dessen Melodie beim Fallen des Vorhangs das Cornet noch einmal pianissimo aufnimmt. Die Aufführung der Novität war eine vorzügliche, in allen Theilen abgerundete; die Titelpartie wurde von Herrn Rathjens, die der „Margaretha" von Frau Norbert Hagen, „Kuno" von Herrn Ferdinand Wachtel gesanglich und dramatisch glänzend durchgeführt. Chor und Orchester befriedigten durchaus.

Im Metropolitan Opernhause wurde am 4. Januar die Wintersaison mit Wagner's „Die Meistersänger von Nürnberg" mit glänzendem Erfolge eröffnet. Obgleich durch zahlreiche Orchesteraufführungen die Musik des „Meistersänger" unserem hiesigen Publikum schon lange vertraut war, so war dies doch das erste Mal, daß diese Oper hier auf einer Bühne in Scene ging. Die Herren Fischer als „Hans Sachs", Staudigl als „Veit Pogner" und Stritt als „Walter von Stolzing", sowie Frau Kraus als „Eva" und Frl. Brandt als „Magdalena" ernteten für ihre vorzüglichen Leistungen lebhaften, rauschenden Beifall. Chor und Orchester leisteten unter der umsichtigen Leitung des Kapellmeisters Herrn Anton Seidl ganz Außerordentliches. Hier können wir also nur Befriedigendes berichten, weniger ist dieses bei dem neuen Opernunternehmen des Herrn Theodor Thomas der Fall. Diese, die amerikanische Oper genannt, will nur einheimische Kräfte be- und ausnützen und trat am 4. Januar zum ersten Male vor ein alle Theile der Academy füllendes kritisches Publikum. „Der Widerspenstigen Zähmung", Musik von Hermann Götz, eröffnete das neue Unternehmen. Der Erfolg war in Folge der sehr mittelmäßigen Aufführung nur ein sehr lauer, unbefriedigender; von den Trägern der Hauptpartieen zeichnete sich nur Frl. Pauline Alemand als „Katharina" vortheilhaft aus; diese Sängerin, deren frischer, kräftiger Mezzosopran mit Leichtigkeit in die entferntesten Räume des Hauses drang, brachte ihre Rolle in Spiel und Gesang in glänzendster Weise zur Geltung. Gluck's „Orpheus" folgte am Freitag, mit Frau Hastreiter in der Titelrolle und Frl. Juch als Eunidice".

Das Erscheinen der ersten Nummer des „Jewish Reformer", mit der deutschen Beilage „Jüdisches Reform-Blatt", dessen Hauptredakteur Dr. K. Kohler, wird von der hiesigen Tagespresse in der freundlichsten Weise besprochen. So äußert darüber die „N. Y. Staatszeitung" vom 5. Januar:

„The Jewisch Reformer", das Organ des fortgeschrittenen Judenthums, wovon die erste Nummer uns vorliegt, ist gediegen in Inhalt und elegant in der Ausstattung. „Das Reform-Judenthum ist das Erzeugniß deutschen Geistes, deutscher Forschung, deutschen Muthes und deutschen Strebens," heißt es im deutschen Beiblatt, und so will das amerikanische Reform-Judenthum im Verkehr mit den Vertretern desselben in Deutschland bleiben. „Das aufgehißte Banner" des Herrn Dr. Kohler stellt ein Programm auf, welchem jeder denkende Mensch, unbeschadet seines religiösen Verbandes, beipflichten kann. Die eingehende Würdigung, des „Lebens und Wirkens Mendelsohns", von Dr. Hirsch, Rabbiner in Chicago, zeigt tiefen Blick und scharfe Auffassung. Von gleichem Geiste ist der übrige Inhalt des Blattes getragen 2c.

Auch wir begrüßen die neuen Mitkämpfer für das fortschrittliche amerikanische Judenthum mit der freudigen Zuversicht, daß es auf das östliche jüdische Gemeinwesen denselben heilbringenden, erleuchtenden Einfluß ausüben wird, wie es der „American Israelite" und die „Deborah" nun schon seit mehr den 25 Jahren auf den ganzen großen Westen. Besonders hier in New York ist ein lokales jüdisches Organ, welches die höheren geistigen und sittlichen Interessen unseres Gemeinwesens fördern will, von großer Nothwendigkeit, um all dem üblen Eindruck entgegenzutreten, welchem das Schwadronirwesen der vielen hiesigen jüdischen Schmutzblätter auf alle anständig denkenden und fühlenden Glaubensgenossen macht, wodurch die jüdische Presse in New York in Verruf gerathen.

Wie ein Lauffeuer ging es unlängst durch alle Tagesblätter: New York soll ein orthodoxes jüdisches Rabbinerseminar bekommen; Rev. Morais von Philadelphia war hier, um die Sache einzufädeln; verschiedene interviews, gepfeffert mit Enthüllungen aller Art über die Leitung des „Hebrew Union College" in Cincinnati, finden ihren Weg in die Oeffentlichkeit, um das geplante Unternehmen in einem möglichst nothwendigen Lichte erscheinen zu lassen. Man fürchtet die neu aufsteigenden, glänzenden Sterne, die aus dem „H. U. C." hervorgegangen, werden ihren Glanz über den ganzen amerikanischen Continent verbreiten, wie sie es jetzt schon im Westen und Süden thun. Wird man mit diesem neuen Unternehmen die Corruption, den Leichtsinn steuern unter unseren jungen Leuten, der in wahrhaft erschreckender Weise unter denselben überhand nimmt, dann wollen auch wir es mit Freuden begrüßen; wie unendlich schwer wird es dem getreuen Berichterstatter zu schreiben von Betrug und Diebstahl, Selbstmord und Mord. F. Fischel, Hugo Adler, Robert Lauchheimer, gebrandmarkt steht Ihr vor der Welt da als warnendes, abschreckendes Beispiel Denen, die auf gleichen dunklen Wegen wandeln.

### Beiträge für die Hospitäler.

Wie in früheren Jahren, so hat auch in diesem die „Hospital Saturday & Sunday Association" hiesiger Stadt ein besonderes Kommittee eingesetzt, um unter den Ellenwaarenhändlern von New York Beiträge für die Hospitäler zu sammeln. Dieses Kommittee besteht aus den Herren Walter H. Lewis, No. 86 & 88 Worth Street, Präsident; Hyman Blum, No. 28 Thomas Street, Sekretär; Louis Stix, No. 15 White Street; B. Mumford Moore, No. 457 Broome Street, und Isaac Wallach, No. 38 Thomas Street. Die Beisteuern werden je nach Verhältniß der unentgeltlich behandelten Patienten unter die verschiedenen Hospitäler hiesiger Stadt vertheilt.

Nobid.

## Moses Mendelssohn.

Was ein christlicher Zeitgenosse über denselben schrieb nebst einem Briefe Mendelssohn's.

(Schluß.)

Wir kommen nun von der Hauptseite dieser schönen Medaille auf deren Rukseite und diese gibt uns Gelegenheit etwas von den gelährten Schriften und Beschäftigungen des Herrn Moses so vieles uns davon bekannt ist, zu handeln, besonders aber des darauf bemerkten Phaedons zu gedenken.

Es ist diese Schrift im Jahre 1767, am ersten zu Berlin im Nikolaischen Verlage, unter folgendem Titul herausgekommen: „Phaedon, oder über die Unsterblichkeit der Seele, in drey Gesprächen von Moses Mendelssohn.

Was diese Schrift veranlasset, davon gibt Herr Mendelssohn selbst in der, derselben vorgesetzten Vorrede, folgende Nachricht:

„Folgende Gespräche des Sokrates „mit seinen Freunden, über die Un„sterblichkeit der Seele, sollten meinem „Freunde Abbt gewidmet werden. „Er war es, der mich aufgemuntert „hatte, diese vor einigen Jahren ange„fangene und weggelegte Arbeit wieder „vorzunehmen. Als er noch zu Rin„teln Professor war, gab er mir in „einem von seinen freundschaftlichen „Briefen*), seine Gedanken über Spal„dings Bestimmung des Menschen zu „erkennen. Aus unserem Briefwechsel „über diese Materie sind die kleinen „Aufsäze entstanden, die in dem neun„zehnten Theil der Litteratur„briefe unter dem Titul Zweifel „und Orakul die Bestimmung des „Menschen betrefend, vorkommen.— — „Alleine es hat der Vorsehung gefal„len, dieses aufblühende Genie vor der „Zeit der Erde zu entziehen.

Es handelt also diese Schrift, in drei besondern Abtheilungen von der Unsterblichkeit der Seele, darinnen Herr Mendelssohn nach dem Beispiel des Plato, den Sokrates in seinen lezten Stunden die Gründe für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele seinen Schülern vortragen läßet, jedoch so, daß diese Warheit, besonders in dem dritten Gespräche, entweder durch eine deutlichere Entwikelung der Gedanken, und durch Einrichtung des Vortrags, nach den Geschmak unserer Zeiten, oder durch hinzugefügte neue philosophische Gründe, durchaus verschönert, in ein kläreres Licht gesetzet und gewisser gemachet worden. Eine weitläuftigere Nachricht davon findet man beinahe in allen historischen Schriften. Wir achten es dahero nicht nötig uns länger damit aufzuhalten, sondern nur noch hinzuzufügen, daß dieses Werk so guten Abgang gefunden, daß bereits im Jahre 1769, von Herrn Nikolai eine dritte Auflage besorget werden müssen. Von welcher man in der „algemeinen deutschen Bibliothek", Th XII. St. 2 S. 312, u. f. eine kurze Anzeige findet.

So ist auch dieses Buch in fremde Sprachen übersetzet, und von Ausländern mit eben dem Beifall beurteilet und aufgenommen worden, welchen es bey uns Deutschen erhalten hat. Denn wir erinnern uns nicht nur gelesen zu haben, daß ein gewisser Ferdinandi zu Chur dasselbe in die italiänische Sprache übersezet, und diese Uebersezung dem Herrn Mendelssohn dediciret, sondern wir finden auch so eben in dem Journal Encyclopedique Annee 1774. Tome I. P. 3me gleich Anfangs folgenden Artikel:

Phedon, ou Entretiens sur la spiritualite et l'Immortalite de l'ame, par M. Moses, Juif a Berlin, traduits be l'allemand, par Mr. Junker. 8. avec fig. Paris 1773.

Noch ehe Herrn Moses „Phädon" an das Licht trat, beschenkte derselbe die gelährte Welt mit seinen „Philosophischen Schriften" in zweien Theilen. Wir haben die neueste und verbesserte Ausgabe, welche Herr Voß 1771, zu Berlin besorget, vor uns liegen. Ihr Inhalt ist zu weitläuftig, als daß wir selbigen solten anführen können. Die ersten Ausgaben von 1761 hat in den „Briefen über die neueste Litteratur" Th. XXIII. S. 59. in dem 330. Brief ihr verdientes Lob erhalten. In der Vorrede dieser zweiten Ausgabe selbst, findet man Nachricht, daß einige, darinnen enthaltene Schriften, z. E. die „philosophischen Gespräche", die „Briefe über die Empfindungen", auch der zweite, dritte und vierte Aufsatz des zweiten Theils, schon zuvor in verschiedene periodische Schriften eingeruket, und hier aufs neue jedoch mit merklichen Verbesserungen und Zusäzen, abgedrukt worden.

Die „Abhandlung über die Evidenz in metaphysischen Wissenschaften," welche den von der Königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin, auf das Jahr 1763 ausgesezten Preiß erhalten, und welche den Herrn Moses zu ihrem Verfertiger hat, bringet demselben große Ehre. Sie ist deutsch und französisch gedrukt worden, und man findet eine umständliche Recension davon in der algemeinen deutschen Bibliothek, Th. 1, S. 137. Nro. XVI.

Eben diese königliche Akademie der Wissenschaften verlangte im Jahre 1754 eine Untersuchung des „popischen Systems," welches in dem Saze: „Alles ist gut" enthalten ist. Zween Freunde arbeiteten gemeinschaftlich an der Auflösung dieser Aufgabe, und da sie das Glük nicht hatten, den Preiß zu erhalten, so liessen sie doch ihre Untersuchungen in der Schrift: „Pope ein Metaphysiker!" zu Danzig, 1755, an das Licht tretten. Diese sollen nach der Anzeige der algemeinen deutschen Bibliothek Th. I. St. XI. S. 47. Herr Lessing und Herr Moses gewesen sein.

„J. J. Rousseau Abhandlung von dem Ursprunge der Ungleichheit unter den Menschen," hat Herrn Moses zu ihrem Uebersetzer. Er gab sie 1756 zu Berlin mit schönen Anmerkungen heraus, und begleitete sie an Herrn Lessing mit einem merkwürdigen Schreiben.

Auch um die Religion seiner Vätter hat Herr Moses sich verdient gemachet, und daß er keine Fremdling in der H. Schrift und in den Schriften der Rabbiner seie, hinlänglich gezeiget. Wir haben, was dieses Fach anbelanget von ihm:

„Gedichte", aus dem Hebräischen übersetzt.

„Der Moralische Prediger", in hebräischer Sprache. Dieses solte ein hebräisches Wochenblatt sein, welches zu Berlin 1758 zu druken angefangen worden, von dessen Fortgange uns aber nichts bekannt.

„Commentarius über Maimonides' Erklärung der logikalischen Worte." Davon die erste Auflage zu Frankfurt a. d. O. die zweite zu Berlin 1764 herausgekommen.

„Commentarius über den Prediger Salomons". 1770. 8. Solcher ist von dem gelährten Herrn Archidiakonus Raabe zu Anspach ins deutsche übersetzt, und im Jahre 1771 daselbst herausgegeben worden.

In den neuesten Zeiten hat Herrn Moses Briefwechsel mit dem Herrn Lavatter zu Zürch, die gröste Aufmerkamkeit auf sich gezogen. Er ist auch um so viel merkwürdiger, da er ein aufrichtiger Zeuge der Gesinnungen des Herrn Moses in Ansehung der Religion ist. Herr Lavatter verursachte diesen Briefwechsel dadurch, daß er dem Herrn Moses, (welchen er schon zuvor zu Berlin kennen gelernet, und mit welchem er auch Unterredungen,

*) S. Thomas Abbts vermischte Werke, dritter Theil, welcher einen Theil seiner freundschaftlichen Correspondenz enthält. Berlin u. Stettin 1771 von S. 179, biß 229.

die christliche Religion betreffend, gepflogen,) die Uebersetzung der Bonnetischen Untersuchungen der Beweiße für das Christentum zueignete, und denselben in einem Schreiben vor dem Gotte der Warheit beschwor, „Diese Schrift entweder öffentlich zu widerlegen, woferne derselbe die „wesentlichen Argumentationen, womit „die Thatsachen des Christentums unterstützt sind, nicht richtig finden würde: „daferne er aber dieselben richtig finden „würde, zu thun, was Klugheit, Warheitsliebe und Redlichkeit ihm thun heißen; —Was Sokrates gethan hätte, wenn „er diese Schrift gelesen und unwiderleglich gefunden hätte. — —

So schwer Herr Moses daran kam, dieses Schreiben zu beantworten, so überwand er sich doch, und zeigte dem Herrn Lavatter in einem Brief voll Mäßigung und Bescheidenheit, und ohne der Christlichen Religion im mindesten zu nahe zu tretten, daß er sich schwerlich, am wenigsten aber durch das ihm zugeschikte Buch bekehren lassen, sondern bei der jüdischen Religion bleiben werde.

Es ist dieser Brief durchaus lesenswürdig. Herr Lavatter ließ denselben nicht unbeantwortet, und Herr Moses ließ es dabey bewenden, daß er sowol des Herrn Lavatters Briefe, als seinen eigenen, mit einer „Nacherinnerung" im Jahre 1770 zusammen druken und öffentlich bekannt machen ließ, da sie zuvor schon einzeln an das Licht getretten waren.

Ausser diesen, was wir bishero von den Schriften des Herrn Moses angeführet, müssen wir noch anfügen, daß die „vier ersten Bände der Bibliothek der schönen Wissenschaften," denselben und den Herrn Nikolai ganz zu ihren Verfasser haben: daß vieles in den „Briefen die neueste Litteratur betreffend" von ihm herrühre und daß man in des seel. Abbts vermischten Werken, davon der dritte Theil dessen freundschaftliche Correspondenz in sich enthält, verschiedene einzelne Briefe von demselben antreffe, welche er mit diesem frühzeitigen Gelährten gewechselt, welche von dessen tiefen Einsicht in die schönen Wissenschaften, so wie von seinem fürtreflichen Moralischen Charakter ewige rümliche Denkmale bleiben werden.

Noch eines! Herr Bause hat im Jahre 1772 zu Leipzig des Herrn Moses Portrait, nach einem Grafischen Gemählde in Kupfer gestochen, welches zur bausischen Suite deutscher Gelährten gehöret. In der neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften, B. XIII. S. 322, heist es einer der schönster Köpfe unsers Graff. Wir zweiflen ob man dieses mit Rechte sagen könne, da solcher gar wenige Aenlichkeit mit der wahren Gesichtsbildung des Herrn Moses hat, und Herr Abraham solche auf unserer Münze weit besser getroffen haben solle, welche auch unser Kupferstecher Herr Leitner, auf das beste nachzumachen, allen Fleiß angewendet.

Uebrigens sehen wir auf der Kupferplatte, welche der Ausgabe des Phädons vorangesetzet ist, den von Ketten freien Sokrates, wie derselbe vor einem Tische sitzet, und einen auf selbigem stehenden Todenkopf, über welchem ein Papillon schwebet, mit Aufmerksamkeit betrachtet, und ist kein Zweifel, daß das Sinnbild auf dem Revers der Münze daher entlehnet seie.

Da Herr Moses von der gelährten Welt Abschied genommen zu haben scheinet und man bei seinen fortdaurenden kränklichen Umständen, deren Besserung wir aber von Herzen wünschen! wenige gelährte Schriften mer von ihm wird zu erwarten haben, so kan es unsern Lesern nicht gleichgültig sein, hier von selbigen, so wie von dessen Leben, eine solche Anzeige zu finden, welche man anderwärts schwerlich antreffen wird.

## Ausland.

**Berent.** — Die hiesige Gemeinde hat Herrn Rabbiner Dr. Theodor, z. Z. in Bromberg, zu ihrem Rabbiner gewählt.

**Braila im November.** — Nach der hier erscheinenden Zeitung la Bomba sind in den letzten Tagen einhundertfünfzig jüdische Familien aus der Moldau in Braila eingetroffen und haben sich auf einem englischen Dampfer eingeschifft, um sich nach der Insel Cypern zu begeben und so endlich den täglichen Quälereien in der Heimath zu entgehen. Die Emigranten erzählen, daß sich Tausende von Familien im nächsten Frühjahr ihnen anschließen werden.

**Berlin, 8. Dezember.** — Im Jahre 1884 starben in Preußen nach den standesamtlichen, im königlichen statistischen Bureau zusammengestellten Angaben: 791,172 Personen (einschließlich 43,123 Todtgeborener); davon gehörten 398,849 dem männlichen und 392,323 dem weiblichen Geschlecht an. Dem Religionsbekenntnisse nach waren evangelische Christen 455,625 oder 63,45 pCt., katholische Christen 254,934 oder 35,50 pCt., sonstige Christen 1261 oder 0,18 pCt., Juden 6227 oder 0,87 pCt., Bekenner anderer Religionen 2, darunter ein siamesischer Matrose (starb in Kiel.)

**London, 5. Dezember.** — Die Parlaments-Wahlen nehmen ihren Fortgang. Zu den in der vorigen Woche gemeldeten Wahlresultaten ist nunmehr nachzutragen, daß von damals noch nicht entschiedenen Kandidaturen Baron Ferdinand von Rothschild (liberal) gewählt worden ist, während die beiden ebenfalls liberalen Kandidaten, Philipp Falk und Edmund F. Davis eine Majorität nicht erlangten. Die Zahl der jüdischen Parlaments-Mitglieder beträgt nunmehr endgiltig sieben, da Herr L. H. Isaacs, welcher in [illegible] Woche in der vom Jew. Chron. aufgestellten Liste israelitischer Kandidaten erwähnt war, wie das genannte Blatt mittheilt, „es vorzieht, von derselben fortgelassen zu werden." Von den sieben Gewählten sind fünf liberal, zwei konservativ. In dem letzten Parlament saßen fünf Glaubensgenossen und somit ist die gegenwärtig erreichte Zahl die höchste seit Zulassung der Juden zum Parlament im Jahre 1858.

**Berlin.** — Der Cultusminister von Goßler hat gegen den Antisemitenhäuptling Dr. Bernhard Förster, welcher in einer zu Dortmund gehaltenen Hetzrede den Minister wegen seiner angeblich „jüdischen" Herkunft heftig angegriffen hatte, den Strafantrag gestellt, und die königliche Staatsanwaltschaft ist diesem Antrage beigetreten.

**Wormditt, Preußen.** — Ein trauriges Geschick hat den hiesigen Lehrer und Prediger Faust betroffen. Derselbe, ein geborener Preuße, hat bei Gelegenheit seiner Anstellung vom Minister des Innern die Zuschrift erhalten, daß für ihn als preußischen Staatsangehörigen eine besondere Genehmigung unnöthig sei. Trotzdem wurde er ausgewiesen, weil weder er noch seine Eltern naturalisirt worden sind. Der Unglückliche, Familienvater von sechs kleinen Kindern, mußte sein Amt sofort niederlegen und mußte das preußische Staatsgebiet verlassen.

**Straßburg, Elsaß, im Dez.** — Das „Elsässer Journal" bringt in seiner Ausgabe vom 6. d. M. die folgende Notiz. „Bis jetzt gab es in Elsaß-Lothringen keine Schule für Rabbiner, und die jungen Leute, welche sich dieser Laufbahn widmeten, sahen sich genöthigt, ihren Studien im Auslande obzuliegen. Das war auch die Hauptursache, warum es in unserem Lande an Rabbinern fehlte und viele israelitische Gemeinden derselben entbehren mußten. Vor einigen Jahren wurde ein erster Schritt gethan, diesem Uebelstande abzuhelfen. Mit einem Zuschuß der Regierung wurde in Kolmar eine Präparandenschule für angehende Rabbiner errichtet, deren Schüler den Unterricht im Lyceum und in der Dogmatik bei einem Rabbiner genossen. Im vorigen Sommer verließen zum ersten Male zwei Abiturienten diese Präparandenschule; sie wollen jetzt ihre Studien an der Universität Straßburg vollenden, deren Kollegien sie hinsichtlich des profanen Theiles ihrer Berufswissenschaften hören. Der höhere Religionsunterricht wird ihnen vom Herrn Privatdozent und Bibliothekar Landauer ertheilt. Der Unterricht im Talmud ist vom israelitischen Consistorium in Straßburg Herrn Ury, Rabbiner in Brumath, übertragen worden, welchem man einen seiner Straßburger Collegen beigegeben hat. Seine Ernennung ist gegenwärtig der Regierung zur Genehmigung unterbreitet."

**Warschau, 27. November.** — Große Entrüstung hat bei der hiesigen Bevölkerung folgender Vorfall, welcher sich in den dunklen Gefängnißräumen der hiesigen Citadelle ereignet hat, hervorgerufen. Dieser Tage wurde der Vorstand der hiesigen Synagogen-Gemeinde von der Gefängniß-Inspektion der Citadelle benachrichtigt, daß ein israelitisches 17-jähriges Mädchen aus Wolhynien, welches vor einiger Zeit wegen Verdachtes der Theilnahme an den Bestrebungen der Umsturzpartei internirt worden war, ihrem Leben durch Erhängen in der Zelle ein Ende gemacht habe. Der genannte Vorstand traf sofort Anstalten und ließ die Leiche des Mädchens behufs Beerdigung auf dem israelitischen Friedhofe aus dem Gefängniß holen. Da die Leiche an verschiedenen Körpertheilen arge Verletzungen an sich trug, so wurden Sachverständige herzugezogen, durch welche constatirt wurde, daß an dem armen Mädchen Schändlichkeiten und veeschiedene Torturen vorgenommen worden waren. Ob das Mädchen sich dann in ihrer Verzweiflung und bei den ihr zugefügten schrecklichen Schmerzen selbst erdrosselt hat oder ob sie von andern Personen aufgehängt worden ist, hat sich allerdings nicht feststellen lassen. Der Staatsanwaltschaft ist davon sofort Anzeige gemacht worden. — (Das ist ein Genrebild von der russischen Justiz, die im Namen des Kaisers und des Reiches Henkersknechtdienste thut, wie in den Tagen des schauerlichen Vehmgerichtes. Wie lange wird wohl diese brutale Wirthschaft noch dauern?—„Deborah.")

**Paris.** — Die frühere Deputirtenkammer hatte den Kirchengemeinden und isr. Consistorien das bisherige einträgliche Monopol der Leichenbegängnisse entzogen und den Communen übertragen. Der Senat hat das Gesetz dahin abgeändert, daß das Monopol von den bisherigen Inhabern sowohl als auch von den Communen ausgeübt werde.

Baron Alphons Rothschild wurde an Stelle Perrin's zum Mitgliede der Akademie der schönen Künste ernannt.

**Widdin.** — Bei Ausbruch des Krieges zwischen Bulgarien und Serbien ist ein großer Theil der Bevölkerung von Widdin nach der rumänischen Stadt Calafat ausgewandert. An 1800 Personen, darunter 500 Israeliten, meistens Frauen und Kinder sind daselbst im größten Elend

angekommen, während die männliche Bevölkerung zum Kriegsdienste herangezogen wurde. Die israelitische Gemeinde zu Calafat hat sich sehr edelmüthig gezeigt, aber sie ist klein und außer Stand, für diese große Anzahl Bedürftiger allein zu sorgen. Die Israeliten in Bukarest und Pesth haben 500 und 200 Fr. zur Unterstützung derselben geschickt. Die „All. Isr." in Paris hat für diesen Zweck 1000 Fr. votirt.

## Verlobungen.

Herr L. H. Arky von Meridian, Miss., mit Frl. Emma M. Weil von Nashville, Tenn.

Herr Joseph Ellis mit Frl. Amelia Meyer von No. 807 Choteon Ave., beide von St. Louis, Mo.

Herr Abr. Schwab mit Frl. Sarah Ottenheimer, beide von Memphis, Tenn. Keine Karten.

## Nachricht verlangt.

Wittwe Guggenheim, geborene Bloch, in Thiengen, gebürtig aus Randegg, Baden, wünscht Auskunft über den Aufenthalt ihres Bruders Isaac. Er möge seine Adresse in der Office dieses Blattes angeben, oder dessen Bekannten wollen gefälligst seinen gegenwärtigen Aufenthalt uns mittheilen.

## Stelle-Gesuch.

Ein jüdisches Mädchen verlangt eine Stelle in einer jüdischen Familie als Hausarbeiterin.

Nachzufragen No. 518 John Straße, nahe Liberty Str., im 2. Stock.

2t